

Vorwort

Menschliches Leben ist so wenig festgestellt, dass wir sowohl unser epochal-geschichtliches wie auch unser individuelles Dasein als höchst fragil erfahren: Manchmal irren wir wie durch ein unendliches Nichts, gar manchmal erweist sich unser Dasein als beängstigend abgründig, manchmal aber erfahren wir das Nichts oder den Abgrund auch als bergend-verbergend. So sind wir uns selbst in unserem Selbstsein eigentümlich gegeben und aufgegeben.

Immer aber sind Andere mit da. Ihre Gegenwart stimmt und bestimmt uns zutiefst in unserer Weise, das Ganze unseres Daseins zu übernehmen. Wie die Anderen mit uns da sind in der Welt ist entscheidend für unser Selbst-sein: In ihrem Mitdasein mit uns können wir wachsen oder verkümmern, ist unser Wesen geborgen oder verborgen, eröffnet und verschließt sich uns Welt. Dieses Mitdasein der Anderen kann niemals als bloßes Mitvorhandensein gefasst werden, denn es drängt auch in Zeiten eines vorherrschenden Neben- und Gegeneinander auf personale Begegnung, auf ein Zueinander, ein Füreinander und manchmal auf ein Durcheinander.

Martin Buber verfasste 1950 einen bemerkenswerten Text, in dem er vom Menschen als Menschen sagt: „aus dem Gattungsreich der Natur ins Wagnis der einsamen Kategorie geschickt, von einem mitgeborenen Chaos unwittert, schaut er heimlich und scheu nach einem Ja des Seindürfens aus, das ihm nur von menschlicher Person zu menschlicher Person werden kann; einander reichen die Menschen das Himmelsbrot des Selbstseins.“¹ „Es gibt“ also unterschiedliche Weisen menschlicher Begegnung. Manche dieser Begegnisweisen verschließen uns einander ebenso wie uns selbst. In der Gegnerschaft etwa, gegenwärtig global als Konkurrenzdenken zur universalen Ideologie geformt, lassen wir nicht nur den Anderen nicht nur nicht je ihn selber sein und werden, sondern auch wir selbst bleiben uns selbst in unseren Möglichkeiten verborgen. Doch auch dies ist uns gewährt in der Gabe des „Es gibt“: dass wir einander freigeben zu je eigenstem Sein, dass wir durch einander einander je Andere, dass wir einander zur Gabe werden. Im Durcheinander gründet unser Selbst, rufen wir einander ins je Eigene des Selbstseins. Nicht nur ursprüngliche Möglichkeiten unseres Selbstseins, sondern dieses personale Vermögen selbst ist darin aufbewahrt.

¹ M. Buber, *Urdistanz und Beziehung. Beiträge zu einer philosophischen Anthropologie*, Heidelberg 1978, 36f.

Heilsam ist es, wenn wir einander das Geschenk des Grundes reichen dürfen, wenn wir die werden, die unsere abgründige Existenz als bergend-verborgene Quelle des Daseins erfahren. Heilsam ist es, wenn ein besinnliches Denken sich von dem her sich sammeln lässt, in dessen Anspruch es steht. Heilsam ist es, wenn wir uns in unserem Gegeben-sein dankend bejahen dürfen. So sucht dieses Büchlein einen Weg zu gehen, dem nach-zu-denken, was an Fragwürdigem den Weg des Lebens säumt. Und bewegt. Ohne den Anspruch auf Gewissheit oder Sicherheit oder Richtigkeit der Erkenntnis, aber doch entsprechend dem zu-Sagenden. Sätze. Nicht mehr. Um das zu sagen, was sich zeigt. Um im Sagen das sich-Zeigende verwandelnd das Sagen zum notwendigen Segen werden zu lassen.

Die folgenden Texte sind einerseits ein Versuch, als Meditationen in der die herkömmliche Satzform übersteigenden Weise zu denken, andererseits das Selbe wieder in die Alltagssprache zu reformulieren: Notizen. Zwei Weisen des Nachdenkens, die aufeinander verweisen: Einübungen ins Dasein, Verwandlungen des Alltags, Vorbereitung eines Festes. Sie wollen uns nicht wissender, sondern übender werden lassen, vertraut mit uns selbst, einander unser Selbstsein zutrauend. In dem Maß, als sie jenen Bezug, aus dem heraus wir in Beziehung zueinander stehen, freilegen, kann es sein, dass sich besinnliches Denken in ein Danken wandelt, dass Dasein als Vernehmen des Ganzen in Sorge füreinander existieren lernt.

Meditationen

am rand

wo der grund
sich dem abgrund
öffnet

wo der boden
sich ins bodenlose
verliert

wo der halt
sich im haltlosen
vergisst

existieren
wir:
randwesen

wesen
wir:
randexistenzen

lebst
du: mensch.

Von der Kostbarkeit des Wortes. Notizen zu einem Gedicht Martin Heideggers²

„Der Mensch muß, bevor er spricht, erst vom Sein sich wieder ansprechen lassen auf die Gefahr, daß er unter diesem Anspruch wenig oder selten etwas zu sagen hat. Nur so wird dem Wort die Kostbarkeit seines Wesens, dem Menschen aber die Behausung für das Wohnen in der Wahrheit des Seins wiedergeschenkt.“³

Einleitung: Unser gewohntes Sprechen

Wir bewohnen eine Welt, und in dieser Welt haben wir uns an vieles gewöhnt, auch an die Sprache. Auch sie ist zumeist sehr gewöhnlich und redet über alles und nichts. Wir sprechen immer. Auch daran haben wir uns seit langem gewöhnt. Gewöhnlich wohnen wir in diesem Gewöhnlichen, das wir fraglos nutzen und benutzen.

Die gewöhnliche Sprache benutzt Wörter, bewegt sich in allgemein verständlichen Begriffen und lässt darin nicht nur das Gewöhnliche, sondern auch das Besondere gewöhnlich erscheinen. Ja, unsere Sprache ist in dieser Funktion ein wichtiges Werkzeug, um uns kommunizierend in der Welt zu orientieren und sie uns nicht allzu unheimlich erscheinen zu lassen. Wer sich jemals als Fremder in einem fremden Land aufgehalten hat, ist sehr dankbar, wenn man ihm geholfen hat, durch richtige Information die richtigen Wege zu finden. Die gewöhnliche Sprache und ihr praktischer Nutzen sind deshalb unbestritten.

Im Folgenden geht es nicht um diesen praktischen Nutzen, sondern um etwas Unscheinbares, im Benutzen von Sprache kaum Bedachtes: darum, dass unser Sprechen als Information dazu dient, Unbekanntes in Bekanntes zu transformieren, und dass dies das vorherrschende Verstehen von Sprache bestimmt. Kaum haben wir einen passenden Begriff, so ist uns die Welt nur noch halb so unheimlich, sondern wieder gewohnt. In diesem Wohnen, wo das Unheimliche verdrängt wird, werden Welt und Mitwelt zu vorhandenen Dingen. Die gewöhnliche Sprache, die Dinge in ihrem Was-Sein festmacht, vergisst jedoch ein stets gegenwärtiges, doch unhörbares Dass-Sein. Dieses ist dem gewöhnlichen Sagen entzogen, denn das Anwesen des Anwesenden ist kein gewohnter Allgemeinbegriff. Damit ist uns aber auch die Kostbarkeit des Wortes entzogen.

Gewöhnlich ist Sprache so gewöhnlich, wenn nicht gar verödet, dass wir die Wörter unserer alltäglichen Welt oft abkürzen. Wir sprechen dann davon, dass wir uns an der Uni oder der FH befinden, wir fahren mit U-Bahn oder S-Bahn, falls wir ohne Autos mobil sein wollen. Zum Glück kann man sich durch smsen schnell kommunizierend informieren und

² Der Text geht zurück auf einen Vortrag, der am 16.1.2015 auf Einladung des Instituts für Daseinsanalyse an der Universität Wien unter dem Titel „Wann werden Wörter wieder Wort?“ Von der Kostbarkeit des Wortes und ihrer Quelle im Denken Martin Heideggers, gehalten wurde.

³ M. Heidegger, Humanismusbrief, in: Wegmarken. Frankfurt 2. A. 1978, 316f.

kurzschließend vernetzen. Kann es sein, „dass der jetzige planetarische Mensch für das Wort [...] keine ‚Zeit‘ mehr übrig hat“⁴? Denn warum verwenden wir zunehmend Abkürzungen? Ist es inzwischen nicht sogar unhöflich geworden, unsere Gesprächspartner mit den alten, archaisch anmutenden Begriffen zu konfrontieren? Wollen wir die Zeit, die das Aussprechen benötigt, einsparen? Oder wollen wir die Worte unserer Sprache nicht vernutzen, sondern schonen? Abkürzungen mögen auch die Erscheinungsform einer Herrschaft durch Sprache sein, wo Insider unter sich sein wollen, wo Gruppen von Menschen sich über Sprache definieren, sich abgrenzen oder andere Menschen ausgrenzen wollen.

In den Abkürzungen manifestiert sich eine Instrumentalisierung von Sprache, und darin verfestigt sich unser Bezug zu ihr als einer technischen. Sprache ist so ein Mittel eines rechnenden Bezugs zur Welt. Dieser rechnende Bezug wird auch in einer alltäglich zu hörenden Forderung sichtbar, in unserem Reden doch endlich „auf den Punkt“ zu kommen. Wenn wir, was zu sagen ist, auf den Punkt bringen, wird das Gesagte eindeutig und fixierbar, haben wir die Wege und Umwege des Nachdenkens hinter uns gebracht. Worum es geht, kann man dann, wenn Sprache auf den Punkt gebracht ist, auf einer Skala eintragen. Je eindeutiger der Punkt ist, desto besser lässt er sich berechnen. Je genauer wir zählen, desto weniger erzählen wir, gerät das Erzählen zum Mythos im Gegensatz zum Logos. Und je mehr und je effektiver wir miteinander rechnen, umso weniger zählt jeder: man rechnet mit dem Anderen, ohne dass wir ernsthaft auf ihn zählen.⁵

Rechnende Sprache ist uns zur gewöhnlichen geworden. In ihrer Gewöhnlichkeit hat Sprache den Schein des Nahen. Ist uns Sprache als Sprache aber in dieser Nähe nicht zugleich fern? Man könnte auch anders fragen: Ist nicht gerade Sprache in ihrem Wesen als Sprache zu nahe für uns, so dass wir sie lieber von uns fernhalten dadurch, dass wir sie zu etwas Gewöhnlichem und Instrumentellen machen wollen? Dasselbe noch einmal anders gefragt: Ist in der alltäglich erfahrenen Nähe von Sprache Sprache uns zwar in einer bestimmten Weise nahe so, dass wir mit ihr rechnen und sie benutzen können, und dennoch gleichzeitig fern, entzieht sich uns in unserem alltäglichen Sprechen Sprache in ihrem Wesen?

Dieser Entzug des Wesens, d.h. das Abwesen der Sprache als Sprache, wird etwa sichtbar, wo unserem Sprechen das Sagen fehlt. Wenn unser alltägliches Fragen ein flüchtiges ist, dem vieles fraglich ist, aber sich beharrlich dem Fragwürdigen entzieht, so scheint unser alltägliches Reden ähnlich flüchtig zu sein, das vor dem zurückschreckt, was sich uns zu sagen gibt. Ein großer Teil unserer Kulturleistungen besteht darin, das Fragwürdige und das zu-Sagende als das uns tragende Unheimliche in ein Gewöhnliches zu transformieren und uns so unser Wohnen in der Welt nicht zu stören.

Heidegger geht einen Denkweg, wo nicht das Ungewöhnliche zum Gewöhnlichen, sondern das Gewöhnliche zum Ungewöhnlichen wird. Die phänomenologische Methode

⁴ M. Heidegger, Hölderlins Hymne „Andenken“. GA 52, Frankfurt 1982, 11 vgl. dazu ders., Was heißt Denken? Tübingen 3. A. 1971, 58.

⁵ So schreibt Heidegger in „Sein und Zeit“: „Das Vorfinden einer Anzahl von ‚Subjekten‘ wird selbst nur dadurch möglich, daß die zunächst in ihrem Mitdasein begegnenden Anderen lediglich noch als ‚Nummern‘ behandelt werden. Solche Anzahl wird nur entdeckt durch ein bestimmtes Mit- und Zueinandersein. Dieses ‚rücksichtslose‘ Mitsein ‚rechnet‘ mit den Anderen, ohne daß es ernsthaft ‚auf sie zählt‘ oder auch nur mit ihnen ‚zu tun haben‘ möchte.“ (Sein und Zeit, Tübingen 15. A. 1979, 125).

dekonstruiert, d.h.: sie verrückt unsere gewohnte Vorstellung von Welt. Die Dinge in ihre Dingheit freigeben heißt, das gewohnte Sprechen über sie aufzugeben. Es heißt auch, unseren Bezug zur Sprache freizugeben, indem wir nicht über sie sprechen, sondern in und aus ihr von ihr. Es heißt: die Fremde auszuhalten und so Ent-Fremdung zuzulassen. Zwar erfahren wir alltäglich je und je, was Sprache heißt, doch das Erfahrene dieses Erfahrens ist uns fern. Genauer: Wir vollziehen zwar stets unser Dasein als Sprechende „in“ der Sprache, doch das In-Sein als solches des In-der-Sprache-seins ist uns alltäglich verschlossen. Methodisch bedeutet dies, dass wir uns auf den Weg machen müssen, das Erfahrene unserer Erfahrung eigens aufzuweisen, sich dem Durchmachen des Zuspruchs des Wortes, in dem wir stehen, nicht zu verschließen.

Wahrlich ein Strudel von Fragwürdigem, der uns auf verstreute und verzweigte Wege führen könnte. Es droht die Gefahr, Wesentliches zu überhören und bald dies, bald jenes in den Blick zu nehmen, vor lauter Reden nichts mehr zu sagen, sogar das Fragwürdige zu zerreden. Ein Hören tut Not. In manchen Texten ist Sprache in besonderer Weise präsent, etwa in einem Gedicht. Das folgende Gedicht hat Heidegger 1972 erstmals geschrieben und ursprünglich in Frankreich veröffentlicht, ein handschriftliches Exemplar hat er 1976 Professor Raimundo Panikkar geschenkt und wurde 1977 in dem Band „Erinnerung an Martin Heidegger“⁶ abgedruckt:

„Wann werden Wörter
wieder Wort?
Wann weilt der Wind weisender Wende?

Wenn die Worte, ferne Spende,
sagen – nicht bedeuten durch bezeichnen –
wenn sie zeigend tragen
an den Ort
uralter Eignis,
– Sterbliche eignend dem Brauch –
wohin Geläut der Stille ruft,
wo Früh-Gedachtes der Be-Stimmung
sich fügsam klar entgegenstufte.“

⁶ G. Neske (Hg.), Erinnerung an Martin Heidegger, Pfullingen 1977, 177.

unser wort ruht

unser wort ruht
im ungesagten der unsagbaren stille.

unser wort ruht
im unsagbaren der ungesagten stille.

unser wort ruht
in der stille
des nicht
des sagbaren.

in der stille des unsagbaren
beruht das sagen
des sagbaren.

aus der stille des unsagbaren
sagt das sagen
das sagbare.

unser wort
sagt im sagen des sagbaren
von der ruhe des ungesagten.
stillt das sagen.

das wort
erfüllt die stille
der fülle.

die stille
erfüllt unser wort.

